



NZZ Online

Donnerstag, 22. Januar 2009, 11:10:29 Uhr, NZZ Online

Nachrichten > Kultur > Film

22. Januar 2009, Neue Zürcher Zeitung

44. Solothurner Filmtage

Deftig, plump – und sterbenslangweilig

Mit «Räuberinnen» haben die Filmtage immerhin einen Scheinskandal

Christoph Egger

Der «Sonntag» hatte sie als Erster gesehen und darüber geschrieben, begeistert hechelnd nahm der «Blick» die Fährte auf, «Basler Zeitung» und «Tages-Anzeiger» folgten: Die Solothurner Filmtage, an denen «Räuberinnen» von Carla Lia Monti am Mittwochabend uraufgeführt worden ist, hatten ihren «Skandal», noch bevor das Publikum wusste, wie ihm geschah. Worum geht's? Darum, einerseits, dass während anderthalb Stunden munter gehurt und vergewaltigt wird (erst Frauen, danach aber bevorzugt Männer, die das selbstverständlich geniessen), gefoltert (mit Zungenabschneiden und Entmannung), unflätig geflucht und weisses, wabliges Fleisch eines dicken Bischofs, der der grösste Hurenbock von allen ist, die Leinwand füllt, falls sie nicht gerade flächendeckend von den unausgesetzt brüsteschwingenden Betreiberinnen eines Hurenhauses besetzt ist. Andererseits geht es darum, so die vorgespiegelte Empörung, dass der Film mit öffentlichen Mitteln gefördert worden ist: des Bundes, der Zürcher Filmstiftung sowie des Fernsehens.

Tell 2

Nun müssten eigentlich sämtliche der oben beschriebenen Aktivitäten in Anführungszeichen stehen. Denn nicht nur, dass es sich um einen Film handelt, hier ist jede Szene zudem Zitat und Parodie ihrer selbst. Bloss scheint man kaum zu wissen, was man zitiert, und die Parodie ist komplett keimfrei. Da ist nichts Ansteckendes drin: Plump, dünnstrahlig, ohne einen Anflug von Witz schleppen sich die Pointen durch ein schwerfällig karikiertes, anachronistisches Mittelalter in Gestalt etwa der permanent Obszönitäten absondernden Landsknechte von Viktor Jacobbo und Patrick Frey, die dann mit abgehackten Köpfen wohl an Beckett erinnern sollen und einfach nur langweilig sind. Es käme einer Beleidigung der Meister der sakralen Provokation und des profanen Sakrilegs gleich, Buñuels, Topors oder Jodorowskys etwa, sie in diesem Zusammenhang zu nennen, ist Montis Machwerk doch Lichtjahre vom künstlerischen Furor der surrealistischen Bilderfinder und Bilderstürmer scheinheiliger Moral in religiöser Draperie entfernt.

Mit der wiederkehrenden Ansicht eines Märchenschlosses vor alpiner Kulisse aus lauter Matterhörnern scheint der Film doch tatsächlich Mike Eschmanns «Tell» Reverenz erweisen zu wollen. Was er hinsichtlich Unbedarftheit des Drehbuchs auch tut, doch Ehre, wem Ehre gebührt: Carla Lia Monti, 1966 in

Zürich geboren, hat bereits 1999, zum Abschluss ihres Filmstudiums an der HGKZ, «Walter Tell» vorgelegt, eine grobschlächtige, im Unterschied zu ihrem ersten langen Film immerhin stellenweise ganz lustige Verhöhnung der Tellsage. Hier nun, von keinerlei Supervision belästigt, offensichtlich auch nicht von den Produzenten (Dschoint Ventschr), kann sie sämtliche Hemmungen abwerfen – und zeugt, etwa in der aufmerksamen Präsentation primärer Geschlechtsorgane (ausschliesslich männlicher, schliesslich ist man ja weiblich-emanzipiert und demonstriert das bis zum Abwinken), bloss von bedauernswerter Verklemmtheit.

Der Film ist öde und spannungslos. Trotzdem ist er auf der Ebene der Produktion, vor allem hinsichtlich Kamera und Schnitt, von professioneller Machart. Wenn das Bundesamt für Kultur (BAK) schon im Bemühen, die Steuergelder der Filmförderung in Form filmischer Unterhaltung zu den Steuerzahlern zurückfliessen zu lassen, den unsäglichen «Tell» substanziell gefördert hat, dann lassen sich auch die 600 000 Franken (ein Viertel des Budgets) für «Räuberinnen» rechtfertigen. Die grundsätzliche Frage, ob man wirklich derart miserable Drehbücher bis zur Filmreife entwickeln will, ist damit freilich nicht beantwortet. Beim Fernsehen will man den Film dem Vernehmen nach «gekürzt» ausstrahlen; was dann noch bleibt? Hier hat man wohl den «Jugendschutz» im Auge, beim BAK hingegen will man, wie auch an der gestrigen Pressekonferenz in Solothurn hervorgehoben wurde, die Jugend vor allem zu den Schweizer Filmen im Kino bringen. Falls man sie vor diesem Film mittels Alterslimite «schützen» will, dann sollte man sich im Klaren sein: Ihre sittliche Gefährdung dürfte bescheiden sein angesichts derjenigen ihrer künstlerischen Sensibilität. Zweifelsfrei ist jedenfalls der Beweis erbracht – falls er denn tatsächlich noch ausstehend gewesen sein sollte –, dass auch Frauen strohdumme Filme machen können.

Es gibt auch andere Filme in Solothurn. «Du bruit dans la tête» hat Vincent Pluss seinen zweiten Langspielfilm nach «On dirait le Sud» (2001) betitelt, der am Eröffnungsabend zur Uraufführung gelangte. Eine sehr interessante Arbeit, die den Betrachter gekonnt immer wieder in Zweifel betreffend seine Wahrnehmung versetzt. Wobei die deutsch untertitelte Version zumindest einen Teil der Schwierigkeit kaschiert, da sie die inneren Monologe Lauras, einer jungen Frau, jeweils kursiv wiedergibt. Das ist eine nicht unwillkommene Verständnishilfe. Aber auch so bleiben die Momente, in denen nicht eindeutig zu entscheiden ist, ob das Geschehen nun tatsächlich stattfindet oder nur Wunschvorstellung, Phantasie, Imagination ist.

Gratwanderung

Manchmal entlädt sich eine Wunschphantasie nur bildlich. Wenn beispielsweise Jérôme, der Laura offenbar die Beziehung aufgekündigt hat – was sie aber nicht hindert, vor dem Haus zu stehen und zu seinem Fenster hinaufzuschauen oder ihn zu Treffen zu nötigen –, sie einmal mit Gewalt aus seiner Wohnung schmeisst und die folgende Sequenz ihn gesittet im Gespräch mit ihr zeigt. Pluss, 1969 in Genf geboren, zeigt seine Stadt entsprechend der Wahrnehmung der Figuren: chaotisch, in überhellem Licht, beinah ins Weisses aufblendend, die Kamera, ein bisschen in der Manier der Brüder Dardenne, den Protagonisten hart auf den Fersen. Céline Bolomey, bereits in «On dirait le Sud» und in Pierre-Yves Borgeauds ungewöhnlichem «Ixième» (2003) aufgefallen, dieses Jahr als Schweizer «Shooting Star» in Berlin, interpretiert diese Laura als auf einer ständigen Gratwanderung zwischen Absturz und Selbstversicherung befangen, mit tastenden, minimalen Exkursionen in die Gefilde des Wahns, aus denen sie zurückkehrt, ohne im Geringsten den Eindruck zu hinterlassen, «geheilt» zu sein. Umso

befremdlicher denn auch die Schlussequenz: die als Journalistin wegen Unverträglichkeit entlassene, arbeitslose Laura, die plötzlich als «Aushilfslehrerin» vor einer Primarschulklasse steht.

Weiterer Bericht Schweiz Seite 14

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter:

http://www.nzz.ch/nachrichten/kultur/film/deftig_plump__und_sterbenslangweilig_1.1750590.html

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG

Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigung oder Wiederveröffentlichung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von NZZ Online ist nicht gestattet.
